This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

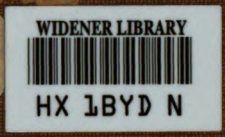
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Ger
4295
11



Google

Cr 4295.11

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Tag

aus dem

Leben Friedrichs des Großen.

Drei Tage

aus dem

Leben Kaiser Wilhelms.

Von

A. Baumgarten.

Coburg,
Verlag von G. Sendelbach.
1878.

Digitized by Google

Ger 4295.11
v

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEXTER FUND
Aug 7, 1928

N

Digitized by Google

Ein Tag aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Vortrag,

gehalten zum Besten des Gustav-Adolfvereins in Coburg.

Einen Tag aus dem Leben Friedrichs des Großen möglichst anschaulich und historisch getreu zu erzählen, das ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Ein allzubekannter Gegenstand! denkt vielleicht Mancher, über den schon zu viel geredet und geschrieben worden. Was könnte darüber noch Neues und Anziehendes mitgetheilt werden? Diesem allerdings naheliegenden und scheinbar berechtigten Einwand gegenüber mögen die folgenden einleitenden Worte zur Rechtfertigung dienen.

Als Friedrich II. im Jahre 1740 den Thron bestieg, wurde der junge König als ein Vorkämpfer für Gewissensfreiheit und Aufklärung, als ein entschiedener Feind der Unduldsamkeit, des Fanatismus, des Aberglaubens von allen echten Protestanten Deutschlands begrüßt und gefeiert: und gleich in den ersten Jahren seiner Regierung wurden ihre Erwartungen und Hoffnungen auf das glänzendste erfüllt.

Anders war es mit seiner nationalen Bedeutung. Seine Bedeutung für unsere Nation tritt erst im Verlaufe des siebenjährigen Krieges hervor. Erst als er, wenige Monate nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin, die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hat, erscheint er als der Held Deutschlands. Mit einem Jubelruf der

Digitized by Google

Freude wurde dieser glänzende Sieg über den alten Erbfeind, der dem getheilten, ohnmächtigen Reiche zweihundert Jahre hindurch so viel Schmach, Unbill und Schaden zugefügt hatte, in ganz Deutschland begrüßt, auch da, wo die Soldaten des Landesherrn gegen den großen König im Felde lagen. Und je länger der Krieg dauerte, je fester der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr hob sich das Selbstgefühl der Deutschen, das eben damals auch auf einem anderen Gebiete, in der Dichtung, in der Literatur, in der Philosophie sich geltend zu machen begann. Deutsche Dichter wie Lessing, Gleim, Ewald von Kleist und andere sangen das Lob Friedrichs des Einzigen; und überall, selbst in Frankreich, wurde er als der größte Mann des Jahrhunderts bewundert.

Aber ist es ihm nicht etwa ergangen, wie jenem Ludwig XIV., der auch einst der Große genannt wurde und den sein eignes Volk schon lange nicht mehr so nennt? Ist sein Ruhm ebenso vergänglich gewesen? Oder ist das Urtheil seiner Zeitgenossen über ihn von der Nachwelt bestätigt worden?

Ja, es ist bestätigt worden, bekräftigt und erweitert. Denn erst die Nachwelt konnte sich ein Urtheil bilden über die segensreichen Folgen seiner sechsundvierzigjährigen Regierung, namentlich der zweiten Hälfte, wo er in Frieden, als weiser Hausvater, rastlos thätig bis zum letzten Athemzuge, schaltete und waltete; erst die Nachwelt konnte seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit als Schriftsteller gehörig würdigen und anerkennen, daß er auch in dieser Beziehung den ersten Rang einnimmt, nicht nur unter den Fürsten seiner Zeit, nein unter den Fürsten aller Jahrhunderte.

Was aber seine Bedeutung für uns, für unsere Zeit, noch mächtig erhöht, ist der Umstand, daß der Sohn seines Großneffen, König Wilhelm, sein vierter Nachfolger auf

Digitized by Google

dem Throne Preußens, Kaiser von Deutschland geworden ist, das Oberhaupt eines Reiches von mehr als ein und vierzig Millionen Seelen.

Das kleine Königreich Preußen zählte bei Friedrichs Thronbesteigung wenig mehr als vier Millionen Einwohner. Aber durch seine glücklichen Kriege und noch mehr durch seine weise Regierung wurde aus diesem kleinen Staate ein Großstaat, und dieser Großstaat wiederum wurde der gesunde Kern, aus welchem der herrliche Baum des neuen deutschen Reichs erwachsen ist, ein Reich, mächtig, stark und fest gegründet, wie kein anderes auf der Erde, ein Reich, das seine Wurzeln in einer tausendjährigen Vergangenheit hat, dessen Gründung durch den einmüthigen Willen der deutschen Fürsten und Völker, dessen Proklamirung im Feindesland, in der alten Residenz der französischen Könige, mitten in dem Lärm und Getümmel eines ebenso glorreichen, als blutigen Krieges, einzig und fast wunderbar dasteht in der Geschichte der Staaten und Völker.

In diesem Lichte betrachtet erhält das Leben Friedrichs II. für uns Deutsche eine erhöhte Bedeutung, und so darf denn auch wohl die folgende Darstellung auf einige Beachtung und Theilnahme von Seiten des deutschen Volkes rechnen.

Versetzen wir uns im Geiste in das Potsdamer Schloß, das zu jener Zeit, im Jahre 1750, vorzugsweise die Residenz des Königs war, während er später in Sans-souci zu wohnen pflegte. Es ist der 25. August: nächtliches Dunkel und tiefe Stille herrscht noch in Schloß und Stadt. Der König hat sich nach seiner Gewohnheit um 4 Uhr wecken lassen und ist aufgestanden. Vor dem Kaminfeuer stehend hat er soeben seine Morgentoilette beendigt. Sie ist sehr einfach: hohe Reitstiefel, helle Kniehosen, ein

Digitized by Google

blauer Sammtrock mit kostbarer Silberstickerei, womit ihm eine seiner Schwestern oder Nichten von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht, und den er in den ersten Morgenstunden statt des Uniformrockes zu tragen pflegt. Eben im Begriff seinen Kammerlakaien Fredersdorf, der im Vorzimmer wartet, zu rufen, fällt sein Blick auf ein gegenüber an der Wand hängendes, vom Kaminfeuer grell beleuchtetes Oelgemälde. Es ist ein Meisterwerk des französischen Malers Pesne aus dem Jahre 1715 und stellt den dreijährigen Kronprinzen Friedrich als Trommler dar, nebst seiner etwas älteren Schwester Wilhelmine und einem kolossalen Mohren, der mit einem Präsentirteller in der Hand daneben steht und dem kleinen Trommler grinsend seinen Beifall zu erkennen gibt. Ist es die eigenthümliche Beleuchtung des Bildes, die seinen Blick fesselt, oder betrachtet er es deshalb so aufmerksam, weil er gestern seine geliebte Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, zum ersten Mal nach längerer Trennung wiedergesehen hat? Oder stellt er einen Vergleich an zwischen sonst und jetzt, zwischen dem dreijährigen Kronprinzen und dem achtunddreißigjährigen Könige? Vielleicht gedenkt er auch der Entstehung des Bildes, wie sein Vater, von der Belagerung Stralsunds zurückkehrend, den Kronprinzen mit der Trommel erblickte und vor Freude außer sich, daß sein kleiner Fritz endlich einige Lust zum Soldatenspielen zeigte, sogleich den Maler Pesne holen ließ, um diesen wichtigen Moment zu verewigen? Dann führt ihn auch wohl die Erinnerung in eine spätere Zeit zurück, wo er unter der spartanischen Zucht seines allzustrengen Vaters seufzte, wo jede Stunde seines Lebens durch eine Instruktion desselben auf das genaueste geregelt war, wo er jeden Morgen und jeden Abend vor seinem Bette auf den Knieen ein vorgeschriebenes Gebet mit lauter Stimme hersagen mußte, wobei

Digitized by Google

das lebhafte Gemüth des Knaben gewiß nichts weniger, als andächtig war. Vielleicht gedenkt er auch seiner Erzieher, des Grafen von Finkenstein, des Obersten von Kalkstein und seines Lehrers Duhan de Jandun, Männer von Charakter, Herz und Gemüth, welche durch die Achtung und Liebe, die sie dem Knaben und Jünglinge einflößten, manche Verkehrtheiten der vom Vater vorgeschriebenen Erziehungsweise unschädlich machten, und denen es zu danken ist, daß Friedrichs Gemüth, trotz aller jugendlichen Verirrungen, trotz alles Unglaubens, im Vergleich mit anderen Fürstensöhnen, rein, unverdorben und auf das Ideale gerichtet blieb.

Endlich wendet sich der König von dem reizenden Bilde ab. Auf seinen Ruf tritt Fredersdorf ein und überreicht die speziell an ihn gerichteten Briefe, welche ein jeden Abend 9 Uhr von Berlin abgehender Feldjäger mit den andern Briefschaften gebracht hat.

Einer der Briefe scheint seine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch zu nehmen: ein spöttisches Lächeln fliegt über das wohlgebildete, wenn auch nicht schöne, Gesicht Friedrichs, das die Züge seiner Mutter trägt; sein großes, schwärmerisches Auge leuchtet in ungewöhnlichem Glanze. Es ist ein Dankschreiben Voltaire's, dem der König hat mittheilen lassen, daß er ihn zum Kammerherrn ernannt, ihm das Kreuz des preußischen Verdienstordens verliehen und ihm einen Jahresgehalt von 20,000 Franken bewilligt habe. Er weiß, was er von den Betheuerungen der Dankbarkeit und Verehrung, von den feinen Schmeicheleien des Franzosen zu halten hat. Voltaire, dessen Charakterschwäche, Eitelkeit und Geldgier er bereits kennen gelernt hat, ist nicht mehr das Ideal für ihn, das er vor vierzehn Jahren war, als er zuerst in Rheinsberg als Kronprinz seine Bekanntschaft machte. Aber

Digitized by Google

noch immer bewundert er in ihm den Herrscher auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Literatur, der Philosophie, und möchte gern den Glanz seines Hofes durch die Gegenwart eines so großen Geistes erhöhen; auch macht sich Voltaire dadurch sehr nützlich, daß er die schriftstellerischen Arbeiten des Königs, namentlich seine Gedichte, durchsieht und corrigirt.

Darum ist Friedrich sehr froh, daß er ihn endlich beredet hat, zu einem längeren Aufenthalte nach Berlin zu kommen. Es ist sein fünfter Besuch, und um ihn dieses Mal dauernd an sich zu fesseln, hat der König ihn mit den erwähnten Gnadenbezeigungen überhäuft.

Seit dem 10. Juli, dem Tage seiner Ankunft, wohnt nun Voltaire im Schlosse zu Berlin, hat Diener und Equipagen zu seiner Verfügung und wird fast täglich zur Tafel des Königs nach Potsdam geladen. In einem kleinen Theater, das er im Vorzimmer der Prinzessin Amalie, der ältesten Schwester des Königs, hat herrichten lassen, führt er seine Schauspiele auf, unter anderen „Rome Sauvée“, in welchem er selbst die Rolle des Cicero spielt, während die übrigen Rollen von Prinzen und Prinzessinnen gegeben werden.

Man macht ihm wie einem erklärten Günstlinge förmlich den Hof: Prinzen, Marschälle, Staatsminister, fremde Gesandte, Herren von hohem Range machen ihm ihre Aufwartung; ja man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß er am Hofe neben Friedrich die glänzendste Stellung einnimmt. Und nicht nur am Berliner Hofe, nicht nur in dieser Zeit. Wenn man die Herrschaft bedenkt, die er über die Geister ausübte, die mächtigen Einwirkungen die von seinen Schriften ausgingen, so ist man geneigt, ihn und Friedrich für die hervorragendsten Männer des ganzen achtzehnten Jahrhunderts zu erklären, wie ja

Digitized by Google

auch Friedrichs Schöpfung, der preußische Staat, auf der einen Seite, und die Voltaire'sche Weltanschauung auf der andern Seite mit ihren weitreichenden, verhängnißvollen Folgen die bedeutendsten Resultate sind, die uns das vorige Jahrhundert hinterlassen hat. Beide aber stehen im engsten Zusammenhange; denn der Einfluß, den die Voltaire'schen Schriften auf die Denkungsweise des Königs ausübten, ist, wenn er auch oft überschätzt wird, immerhin ein sehr bedeutender gewesen. Durch sie ist Friedrich der entschiedene Freigeist geworden, der er bis an sein Ende geblieben ist. —

In einem Punkte ist freilich die Weltanschauung beider Männer eine wesentlich verschiedene: Beide sind Deisten; beide gehen also von der Annahme aus, daß der Weltenschöpfer die einmal geschaffene Welt mit ihren ewigen, unveränderlichen Gesetzen sich selbst überläßt, daß er sich um die Regierung der Welt, um die Lenkung der menschlichen Schicksale nicht kümmert. Aber bei Voltaire ist diese philosophische Ansicht von der Welt nur eine Decoration, ein Vorhang, hinter welchem, wie er im vertrauten Kreise sich ausgesprochen, „Se. Majestät der Zufall als Weltregent mit faunischem Lachen lauert."

Nur deshalb sprach er dieses letzte Wort, diesen unverhüllten Atheismus nicht öffentlich aus, „damit ihm sein Bedienter nicht in der Nacht den Hals abschnitte und mit seinen Juwelen davon ginge."

Also aus Klugheitsrücksichten, um die bösen Leidenschaften der Menschen nicht ganz zu entfesseln, schien es ihm räthlich und weise, den Glauben an einen persönlichen Gott, zum Scheine wenigstens, beizubehalten.

Friedrichs Deismus dagegen ist, soweit uns überhaupt seine innersten Gedanken bekannt geworden, ein aufrichtiger. Auch ihm ist es unglaublich, daß der unergründliche Wel-

Digitized by Google

tenschöpfer sich um einen solchen Haufen elender Geschöpfe, wie die Menschen sind, bekümmern sollte; aber ebenso unbegreiflich ist es ihm, daß uns Menschen Verstand und moralisches Gefühl von einem Wesen hätten verliehen sein sollen, das selbst ohne Verstand und moralisches Gefühl wäre. Auch hielt er instinktmäßig an dem Glauben fest, daß Wahrheit und Gerechtigkeit am Ende in der Welt den Sieg davon tragen müssen.

Was ihn aber noch durch eine tiefere Kluft von Voltaire trennt, das ist die Auffassung seiner Stellung als König, das Bewußtsein einer Pflicht, die er, als erster Diener des Staates, diesem gegenüber zu erfüllen hat, und eine treue, unermüdliche Erfüllung dieser Pflicht, welche für ihn das ganze Gesetz und die Propheten in sich schließt Von einer solchen höheren Idee, von dem Bewußtsein einer Pflicht finden wir in Voltaire's Leben keine Spur.

Nachdem der König die speziell an ihn gerichteten Briefe gelesen hat, übergibt der Adjutant der Leibcompagnie den Rapport von allen in Potsdam ein- und abgegangenen Fremden; der Berliner Rapport ist bereits mit den andern Briefschaften eingetroffen. Beide werden flüchtig angesehen, und nun empfängt der König aus den Händen des Generaladjutanten die verschiedenen Armeeberichte. Diese werden aufmerksam gelesen, einzelne Bemerkungen, die der König macht, von dem Adjutanten — General von Winterfeld — sorgfältig aufgezeichnet. Nachdem dieser abgefertigt, tritt der König in sein Kabinet, wo auf dem Schreibtische ein Kalender liegt, in welchem die besonderen Geschäfte für jeden einzelnen Tag verzeichnet sind. Auf- und abgehend liest er die angekommenen Briefschaften, trinkt einige Glas Wasser, dann zwei oder drei Tassen starken Kaffee. Darauf nimmt er seine Flöte und bläst im Zimmer umhergehend Etüden oder phantasirt.

Digitized by Google

Von der Musik und ihren Wirkungen auf die Seele sprechend, hat man ihn wohl sagen hören, daß er während solches Phantasirens bald an dieses, bald an jenes denke, und daß ihm dabei schon die glücklichsten Gedanken, auch in Geschäftssachen, eingefallen seien. Am heutigen Morgen wird aber nicht blos phantasirt: es wird mit aller Sorgfalt ein Concertstück für Flöte und Klavier eingeübt, bei welchem ihn Emanuel Bach, ein Sohn des berühmten Sebastian Bach, im nächsten Concerte begleiten soll. Diesen ausgezeichneten Klavierspieler, Komponisten und Dirigenten schätzt der König sehr hoch; oft, wenn das Stück zu Ende ist, sagt er zu ihm: „Sieht Er, mein lieber Bach, das hat Er gut gemacht", ein Lob, das insbesondere auch deshalb dem Accompagnisten zu Theil ward, weil der König mit dem Takte sehr willkürlich zu verfahren pflegte und außerdem sehr oft das Tempo wechselte, wodurch dem Klavierspieler seine Aufgabe schwer genug gemacht wurde.

Durch den Sohn hat Friedrich auch den alten Bach, Kantor an der Thomasschule in Leipzig, wo er seine herrlichen Kirchenkantaten zur Aufführung bringt, wiederholt und immer dringender zu sich nach Potsdam eingeladen und erwartet nun jeden Tag den versprochenen Besuch.

In den Pausen während des Flötenspiels nimmt der König sein Frühstück ein, bestehend aus Obst, das seine vortrefflichen Gärten und Treibhäuser in ausgezeichneter Qualität liefern. Mittlerweile ist es 9 Uhr geworden, und nun geht es an die Arbeit. Auf seinem Schreibtische liegen bereits, von einem Kabinetsrath angefertigt, Auszüge aus den Berichten der verschiedenen Departements: der Finanzen, der Justiz, des Kriegs, des Cultus, des Schulwesens; ferner Auszüge aus den eingegangenen Bittgesuchen, Beschwerdeschriften und andern Eingaben. Diese alle werden aufmerksam gelesen, und nun läßt der

Digitized by Google

König die drei geheimen Kabinetsräthe einzeln vor sich und ertheilt ihnen die Antworten, die sie mit Bleistift sogleich wörtlich auf den Rand setzen, um noch vor dem Abend den Bescheid, die sogenannte Kabinetsordre, auszufertigen. Eine der heute erlassenen Kabinetsordres befiehlt der „Königlichen Kriegs- und Domänenkammer" mit der schon lange projektirten Eindeichung des Dollart, des großen Meerbusens an der Küste von Ostfriesland, unverzüglich vorzugehen, wie denn schon vor einigen Jahren die Ufer der untern Ems durch Dämme vor der Ueberfluthung geschützt worden sind. Eine andere Kabinetsordre enthält ein Patent, einen sogenannten Freiheitsbrief, für die „Asiatische Handlungs-Compagnie", die sich auf Anregung des Königs in Emden gebildet hat, in Emden, das kurz vorher zum Freihafen erhoben worden ist. Seit der Erwerbung Ostfrieslands im Jahre 1745 ist die Hebung der Schifffahrt, des Seehandels, der Rhederei ein vorzüglicher Gegenstand der Bestrebungen des Königs gewesen.

„Laßt uns wenigstens unsere eigenen Landeserzeugnisse ausführen, meinte er: schlesische Leinwand, Holz, Stockfisch; was brauchen wir die Holländer dazu?" Und in einigen Zweigen wurden auch bereits ansehnliche Fortschritte gemacht, namentlich in der Rhederei, so lange der Krieg dauerte und den Handel aller kriegführenden Mächte lähmte. Eine dritte Kabinetsordre befiehlt die Trockenlegung und Urbarmachung eines Theils der Oberbrüche und weist die dazu nöthigen Gelder an.

Nachdem die Kabinetsräthe abgefertigt, läßt sich der König pudern; dann zieht er seine Uniform an. Es ist die Uniform des ersten Gardebataillons: blau mit rothen Aufschlägen, mit silbergestickten Knopflöchern, die Brust mit silbernen Borten besetzt, der Rock eng anschließend; die Weste gelb, der dreieckige Hut mit Tressen besetzt und

Digitized by Google

einer weißen Feder, die ringsum auf dem Rande an der Tresse anliegt. Er ist nun fertig zur Parade, die in allen preußischen Garnisonstädten um 11 Uhr abgehalten wird. Der König versäumt sie unter keinen Umständen. Schlag elf erscheint er auf dem Paradeplatz; die Parole, die er bereits dem General-Adjutanten mitgetheilt hat, wird nun förmlich ausgegeben, und die Soldaten machen ihre Uebungen. Es ist das weltberühmte Gardegrenadier-Regiment, das vor ihm exerzirt. Wenn auch nicht so viele Riesen darunter sind, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms, so ist die Mannschaft doch noch immer von stattlichem Wuchse, der durch die hohe, blechbeschlagene Grenadiermütze noch gehoben wird. Wie Herren stehen sie da: den Kopf sauber gepudert, mit ordonnanzmäßigem Zopfe, alle in blauem Rock, in hellen Kniehosen und Stiefeletten von ungebleichter Leinwand. Noch stattlicher sehen die Offiziere aus: mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen das „Feldzeichen", alles von Gold und Silber, um den Hals den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Felde der preußische Adler zu sehen ist. In der Hand tragen Hauptmann und Lieutenant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte; die Unteroffiziere führen noch die kurze Pike.

Die meisten Offiziere sind geborene Preußen; von den Gemeinen dagegen besteht nur etwa die Hälfte aus Landeskindern, die Uebrigen sind aus aller Herren Ländern zusammengelesen, aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen. Die Werbeoffiziere fragen weder nach Heimathsschein, noch nach Glaubensbekenntniß; auch scheuen sie kein Mittel der List, des Betrugs, der Gewalt, um die Armee des Königs mit der erforderlichen Anzahl Soldaten zu versehen, da durch die allgemein verhaßte Conskription kaum die Hälfte des Bedarfs gedeckt

Digitized by Google

wird. Auch unter den Gardegrenadieren ist mancher, der das schwere, eiserne Joch nur zähneknirschend, mit Ingrimm im Herzen erträgt und, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, zu desertiren versucht. Aber selten gelingt die Flucht, und den ertappten Deserteur trifft die schreckliche Strafe des Spießruthenlaufens; bei wiederholtem Versuch ist die Kugel sein Loos. Im Uebrigen haben es die Gardegrenadiere besser, als alle anderen Truppen. Sie wohnen in der Nähe des königlichen Schlosses in kleinen, nach holländischer Art gebauten Backsteinhäusern; wer Frau und Kinder hat, erhält ein Haus für sich; von den Unverheiratheten hausen je vier bei einem Wirth, der ihnen die Kost liefern muß, wofür er einige Klaftern Holz erhält. Ihr Sold ist außergewöhnlich hoch: zehn bis zwölf Thaler monatlich. Freilich werden sie auch nie beurlaubt, dürfen keine öffentlichen Handarbeiten verrichten und — keinen Branntwein trinken. Manche von ihnen leben wie Studenten auf der hohen Schule, beschäftigen sich mit Zeichnen, mit Lesen, mit Musik; Andere wieder treiben eine Profession, aber nur in ihren Häusern.

Diese Söhne des Mars auf der Parade oder beim Exerziren zu sehen, reisten viele Neugierige nach Potsdam, und so fehlt es auch an dem heutigen Tage, dem 25. August, nicht an einem zahlreichen Publikum. Eine Gruppe von Engländern, Herren und Damen, fällt durch Eleganz und Pracht der Toiletten besonders in die Augen. Den Glanzpunkt derselben, auf den Aller Blicke gerichtet sind, bildet ein gewisser Lord Malton, der auf seiner großen Tour durch Europa eben zur rechten Zeit in Berlin eingetroffen ist, um dem großartigen Carrousel oder Ringelrennen beizuwohnen, das am Abend des heutigen Tages auf dem Schloßplatze in Berlin abgehalten werden soll. Eine glänzende Zukunft steht diesem jungen, reiselustigen

Digitized by Google

Lord bevor: er wird später als Marquis von Rockingham, an der Spitze des Rockingham-Ministeriums, in dem verhängnißvollen Streite Englands mit seinen amerikanischen Kolonien eine wichtige Rolle spielen.

Allein mehr als dieser zukünftige Premierminister und Lord Schatzmeister nimmt jetzt unsere Aufmerksamkeit ein großer, hagerer, grauköpfiger Mann in Anspruch, den ein ganz anderer Beweggrund als Neugierde nach Potsdam geführt hat, und der ziemlich trübselig, wie es scheint, auf das bunte Treiben vor sich blickt. Es ist der Candidat Linsenbarth. Er erwartet sehnsüchtig das Ende der Parade, um dem Könige eine Bittschrift zu überreichen. Er selbst hat die Erzählung von seiner Audienz und was derselben vorherging, niedergeschrieben, einfach und anspruchslos, in jeder Beziehung glaubwürdig; was nicht von allen solchen der Nachwelt überlieferten Gesprächen mit dem großen Könige gerühmt werden kann, am wenigsten vielleicht von den bekannten Gesprächen Zimmermann's, in welchen die Person des Erzählers sich so sehr in den Vordergrund drängt, daß ein Spottvogel seinem Buche den nicht unpassenden Titel gegeben hat: „Gespräche Zimmermann's I. mit Friedrich II." Das Manuskript von Linsenbarth's Erzählung wurde mehrere Jahre nach seinem Tode zufällig unter alten Papieren aufgefunden und zuerst in Rödenbeck's „Beiträgen zur Bereicherung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich d. Gr." abgedruckt.

Linsenbarth lebte, schon über fünfzig Jahr alt, in dem kleinen, wenige Meilen von Weimar gelegenen Dorfe Hemmleben, wo er durch Privatunterricht — Information nannte man es damals — sich seinen Lebensunterhalt verschaffte und nebenbei auch wohl als Gehülfe des alten Pastor Cannabich thätig war. Der alte Cannabich starb, und die va-

Digitized by Google

kante Pfarrstelle wurde dem Candidaten Linsenbarth angeboten. Doch hören wir, was er selbst in seiner originellen Sprache davon erzählt.

„Keinen Gedanken hatte ich daran, das Pastorat zu profitiren; aber was geschah? Der Herr Graf von Werthern, der Patron der Hemmleben'schen Kirche, schickte seinen Lehnsdirector Kettenbeil in mein Logis. Der brachte einen gnädigen Gruß von seinem Herrn, und es wäre mir ja bekannt, daß die Pfarrstelle vakant sei, auch hätten sich bereits mehrere Competenten supplicando gemeldet; der Herr Graf aber habe bisher keinem das fiat ertheilt, sondern auf mich gewartet, ich werde mich doch auch melden. Da ich nun solches nicht gethan, so wolle er mir aus eigner Bewegung vor allen Anderen hiermit das Pastorat conferiren.

Das war ja ohne allen Zweifel ein Ruf von oben, eine vocatio divina, welche mit unterthänigem Danke anzunehmen! —

Allein der hinkende Bote kam nach: Der Lehnsdirector fing an, er müsse mir sub rosá sagen, die Frau Gräfin von Werthern wolle durch diese Beförderung ihre Kammerjungfer versorgt sehen: die müsse ich heirathen und mit ihr zugleich die Pfarre beziehen. — Da entfiel mir mit einem Male der Muth; denn da ich hörte, daß es hieß: Willst Du die Pfarre, so nimm Du die Quarre! so replizirte ich: Herr Lehnsdirector, ich bedanke mich bescheidentlich für eine solche Vocation! Und warum? Die Vocation muß libertatem haben, es darf kein vitium essentiale sich dabei befinden, sondern sie muß in essentiali richtig sein, sonst kann kein ehrlicher Mann sie mit gutem Gewissen annehmen. Und das wäre ja eine gezwungene Ehe, aus welcher Inconvenientien entstehen könnten!"

So der wackere Linsenbarth, der aus Gewissenhaftig-

Digitized by Google

keit die einzige Aussicht auf eine Pfarrstelle, die sich ihm vielleicht in seinem ganzen Leben darbietet, ausschlägt, der lieber arm bleiben und einer unsichern Zukunft, einem sorgenvollen Alter entgegengehen will, als etwas Unrechtes, etwas Entwürdigendes thun.

Der Lehnsdirector ging, und es fand sich ein anderer Candidat, der sich die gezwungene Ehe gefallen ließ, aus der nach Linsenbarth's Erachten Inconvenientien entstehen konnten.

„Und das hat der Thor, der nach mir mit beiden Händen zugegriffen, endlich erfahren, so erzählt Linsenbarth weiter, denn das lose Ding von Hofschränzchen hat den Mann täglich gemartert, so daß er schon nach drei Jahren, in seinem dreißigsten Lebensjahre, hat ins Gras beißen müssen. Ich aber hatte legitimam causam cum tali conditione die Vocation auszuschlagen. Und das ist denn gar übel aufgenommen worden; ich wurde in der ganzen thüringischen Gegend für einen eigensinnigen, tollen Menschen ausgeschrien. Der Herr Graf von Werthern, hieß es, habe aus eigner Bewegung ohne mein Gesuch mir ein Amt angeboten, ich aber habe trotzig und verwegen das so gnädige Anerbieten ausgeschlagen. Kurz, es wurde mir in's Gesicht gesagt, man wolle nimmer weiter an mich denken."

Durch solches Gerede wurde dem Candidaten Linsenbarth das Leben in seiner Heimath verleidet und er beschloß, fortzuziehen, und zwar nach Berlin. Mit seinem ziemlich leichten Gepäck: einem Koffer voll Kleider und Wäsche, einem Sack voll Bücher, einem Federbett, und — seltsamer Weise! — einem Beutel voll Batzen, 9000 an der Zahl, im Werthe von 400 Reichsthalern, machte er sich auf den Weg. — In jener Zeit war eine Reise von Weimar nach Berlin — eine Entfernung von ca. ungefähr funfzig Meilen, die man heutzutage mit der Eisenbahn

Digitized by Google

bequem in fünfzehn Stunden zurücklegt — ein ziemlich langwieriges Unternehmen. Bei dem schlechten Zustande der Landstraßen, von denen die wenigsten chaussirt waren, legte der Postwagen nur fünf Meilen den Tag zurück; um von Weimar nach Berlin zu gelangen, brauchte er also zehn Tage, nota bene bei gutem Wetter! Als im Juli desselben Jahres Klopstock mit Gleim in einem leichten, von vier Pferden gezogenen Wagen von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, erschien ihm diese Geschwindigkeit so außerordentlich, daß er seine Fahrt mit dem Wettrennen der olympischen Spiele verglich

Unser Candidat fuhr theils mit der ordinären Post, theils mit der concessionirten Landkutsche; in beiden Fällen war der Wagen bedeckt, aber ohne Federn; auch hatte er keine Seitenthüren: man mußte über der Deichsel oder unter der Decke hineinsteigen. Im Hintergrunde des Wagens waren die Packete mit Stricken bis an die Decke befestigt; Packete lagen auch unter den Sitzbänken. Häringstönnchen, geräucherter Lachs, Wild und andere Sachen kollerten immer von neuem auf die Passagiere herab, und, da man wegen des Gepäcks die Füße nicht ausstrecken konnte, so ließ mancher der Abwechselung wegen die Beine zur Seite des Wagens heraushängen.

Mit einem solchen Fuhrwerke gelangte Candidat Linsenbarth am 20. Juni in Berlin an. Aber ach! kein freundlicher Empfang wurde ihm hier bereitet. Denn auf dem Packhofe, beim Visitiren seiner Sachen, wurde ihm zu seinem großen Schrecken sein Beutel mit Batzen als Contrabande abgenommen.

Und warum? Laut eines Ediktes vom Jahre 1744 hatte der König die Batzen in seinem Lande verboten, weil sie zu stark mit Kupfer gemischt waren, wie denn überhaupt damals der Zustand des Geldes in Deutschland ein scanda-

Digitized by Google

löser war, da bald dieser, bald jener bedürftige kleine Fürst die Landesmünze nach Belieben mit Kupfer versetzte und damit die Menschheit betrog, so lange es eben anging. Vergebens entschuldigte sich Linsenbarth mit Unwissenheit: er käme aus Thüringen, viele Meilen Weges und könne unmöglich wissen, was seine Majestät in dero Ländern habe verbieten lassen. Seine 9000 Batzen waren confiszirt, sein mühsam erworbener und zusammengesparter Nothpfennig war verloren.

„Es wurde also, erzählt er weiter, ein Schiebkärrner gerufen, meine Effekten aufgeladen und fortgefahren. Dieser brachte mich in die Judenstraße, in den Weißen Schwan, warf meine Sachen ab und verlangte vier Groschen. Die hatte ich nun nicht; der Wirth aber, als er meine Sachen sah, bezahlte den Mann, wies mir ein kleines Zimmer im Hofe an und sagte, da könne ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben. Und so habe ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang, ohne einen blutigen Heller in der Tasche, in lauter Angst und Sorge gelebt."

Der Weiße Schwan war ein Absteigequartier für Fuhrleute. Dort verkehrte auch ein gewisser Winkeladvokat; der sah den grauköpfigen Candidaten melancholisch in einer Ecke sitzen, knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an und erbot sich, als er sein Mißgeschick erfahren, seine Sache vor der Behörde auszumachen und ihm für einen Louisd'or, postnumerando versteht sich, seine Batzen wieder zu verschaffen. So gingen sie denn eines Tags in das Haus eines Ministers (jedenfalls eines höheren Beamten); der hörte den kurzen Vortrag des Advokaten an und sagte darauf: „Ihr seid also der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will. Ich höre, Ihr habt Lust auf

Digitized by Google

die Hausvoigtei*; redet nur weiter und Ihr sollt zu der Ehre gelangen!"

Worauf der Advokat, der offenbar kein gutes Gewissen hatte, sich eiligst davon machte. „Und so hatte er denn meine Sache, sagt Linsenbarth ironisch, ausgemacht, bis auf die streitigen Punkte."

Er hatte es hier mit einem jener Winkeladvokaten zu thun, denen so eben durch die vom Minister Cocceji durchgeführte Justizreform das Handwerk gelegt worden war. Der Zweck dieser Reform war, den Juristenstand zu säubern, Procuratoren und Winkeladvokaten zu beseitigen, die Sporteln zu reguliren, Pedantereien, Weitläufigkeiten, lästige Formen beim Prozeßverfahren abzuschaffen und dadurch — was die Hauptsache war — zu erreichen, daß fortan jeder Prozeß binnen einem Jahre durch alle drei Instanzen geführt werden konnte. Mit dem Neujahr 1750 war die Justizreform in allen preußischen Ländern durchgeführt, und sichere, schnelle, billige Justiz eine anerkannte Thatsache, um die Preußen mit Recht von vielen Völkern beneidet wurde. —

Candidat Linsenbarth hätte es nun noch mit einem andern, wohlbestallten Advokaten versuchen können; allein Nachbarsleute riethen ihm, direct zum König zu gehen und ihm eine Bittschrift zu überreichen, wie das jeder gemeine Mann zu bestimmten Stunden thun könne. So conzipirte er denn ein Memorial, mundirte es, und ging am folgenden Morgen mit Thoresaufschluß nach dem etwa sechs Stunden entfernten Potsdam. Und da steht er nun, wie wir sahen, und erwartet das Ende der Parade.

„Als das Exercitium vorbei war, erzählt er weiter, ging

*) Das Berliner Stadtgefängniß.

Digitized by Google

der König in den dem Schlosse gegenüberliegenden Garten, und die Soldaten gingen auseinander. Nur vier Offiziere blieben auf der Esplanade; die spazirten müßig auf und ab. Ich zog nun meine Papiere aus der Tasche: mein Memorial, zwei Zeugnisse und meinen gedruckten thüringischen Paß. Das sahen die Offiziere, kamen auf mich zu und fragten, was das für Papiere wären. Ich communizirte sie gern und willig, und als sie solche gelesen, sagte der Eine von ihnen: „Ich will Ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute extragnädig und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird Glück haben."

Das wagte ich nun nicht zu thun, die Ehrfurcht war zu groß.

Da griffen sie zu, Einer nahm mich beim rechten, ein Anderer beim linken Arm. Fort, fort, in den Garten! — Als wir nun hineinkamen, sahen sie sich nach dem Könige um. Er stand bei einem Gewächs mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewandt. Hier mußte ich nun stehen bleiben und die Offiziere fingen an, mit leiser Stimme zu commandiren: „Hut unter den linken Arm, rechten Fuß vor, Brust heraus, Kopf in die Höhe, die Papiere in der rechten Hand hoch gehalten! — So!" —

Darauf gingen sie fort, sahen sich aber mehrmals um, ob ich auch würde so stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten, ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber fest wie eine Mauer, voller Erwartung. —

Die Offiziere waren kaum hinaus, so richtete sich der König auf und sah mich in dieser ungewöhnlichen Positur dastehen. Er that einen Blick auf mich — es war, als ob die Sonne mich durchstrahlte — schickte einen der Gärtner, die Papiere zu holen, und als er solche in die Hände bekam, ging er damit in einen andern Gang. Ich sah ihn nicht

Digitized by Google

mehr. Kurz darauf kam er wieder zu dem Gewächs, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen und winkte mir damit näher zu treten. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O, wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an!

„Lieber Thüringer, Er hat durch fleißiges Informiren der Kinder in Berlin sein Brod gesucht, so haben sie Ihm beim Visitiren seiner Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrachtes Thüringer Geld abgenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts mehr gelten; aber sie hätten sagen sollen: Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht; wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solchen wieder zurück nach Thüringen und laßt Euch andere Sorten kommen. — Aber nicht confisziren! —

Gebe Er sich zufrieden, Er soll sein Geld cum interesse zurückerhalten. — Aber, lieber Mann, Berlin ist ein heißes Pflaster, sie verschenken da nichts. Er ist ein fremder Mensch; ehe Er bekannt wird und Information erhält, ist das bischen Geld verzehrt; was dann?“

Ich verstand die Sprache recht gut, aber die Ehrfurcht war zu groß, als daß ich hätte sagen sollen: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade und sorgen für mich! Weil ich nun so einfältig war und um nichts bat, wollte er mir auch nichts anbieten; und so ging er denn von mir fort, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah er sich um und gab mir ein Zeichen, ich solle mit ihm gehen. Und so fing denn das Examen an:

Wo hat Er studirt? —

In Jena, Ew. Majestät.

In welchen Jahren? —

Von 1716 bis 1720. —

Unter welchem Professor ist Er inscribirt worden? —

Digitized by Google

Unter dem Professor der Theologie Dr. Förtsch. —

Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Facultät? —

Buddäus, Weißenborn, Danz, Wolf. —

Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört? —

Beim Buddäus, Ew. Majestät. —

Das ist der, der mit Wolfen immer so viel Streit hatte? —

Ja, Ew. Majestät. —

Ging es denn zu seiner Zeit noch ebenso toll her in Jena, wie ehemals, wo die Studenten sich ohne Unterlaß katzbalgten, daher der bekannte Vers:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen?

„Geruhen Ew. Majestät, diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann anjetzt dort eben so gut, wie auf andern Universitäten ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die durchlauchtigen Nutritores Academiae — Ernestinischer Linie — die sogenannten Renommisten, die so viel Unfug machten, aus dem Wege und ließen sie auf der Wartburg bei Eisenach in Verwahrung setzen, da haben sie gelernt ruhig sein." — In diesem Augenblicke schlug die Glocke eins, und mit den Worten: „Nun muß ich fort, sie warten auf die Suppe" ging der König in's Schloß, begleitet von den vier Offizieren, die auf ihn gewartet hatten. Ich aber blieb auf dem Schloßplatze stehen; hatte seit sechzehn Stunden nichts genossen, keinen Dreier für Brod in der Tasche, und war bei einer vehementen Hitze sechs Stunden im Sande gewatet. Da war es keine Kunst, das Lachen zu verbeißen. —

Digitized by Google

In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse und rief:

„Wo ist der Mann, der mit meinem Könige im Garten gewesen?“ —

Ich antwortete: Hier! —

Da führte er mich in's Schloß, in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Kammerhusaren zu Mittag speisten, zu einem kleinen Tisch: der war gedeckt, und stand darauf eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gartensalat und eine Portion Wildpret mit einem Gurkensalat. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Das Essen, das hier auf dem Tische steht, hat der König für Ihn auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen, sich um Niemand kümmern, und ich soll Ihm serviren. Also, frisch daran!“ Ich war sehr betreten und wußte nicht, was zu thun sei; am wenigsten wollte es mir in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen. Da er sich weigerte, that ich wie er gesagt hatte und machte mich frisch daran: setzte mich, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Kammerhusar nahm das Fleisch vom Tische und setzte es auf eine Kohlenpfanne, ebenso that er mit Fisch und Braten, und schenkte mir Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Das Confect, ditto einen Teller voll großer, schwarzer Kirschen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und steckte mir solches in die Taschen, um auf dem Rückwege eine Erquickung zu haben. —

Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf und dankte Gott und dem Könige im Herzen, daß ich so herrlich gespeist worden. In diesem Augenblicke trat ein Secretarius ein, der brachte ein versiegeltes Rescript an den Packhof in Berlin, meine beiden Zeugnisse und meinen

Digitized by Google

Paß, zählte 5 Schwanzducaten und 1 Friedrichsd'or auf den Tisch und sagte, das schicke mir der König, damit ich könne nach Berlin zurückkommen. Hatte mich nun der Kammerhusar in's Schloß hineingeführt, so brachte mich der Secretarius wieder vor das Schloß hinaus. Da stand aber ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt: zu dem führte er mich und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin nehmen, aber ohne Trinkgeld!" Ich ließ mich noch einmal durch den Secretarium für alle königliche Gnade bedanken, stieg auf und fuhr davon. Als wir in Berlin ankamen, ging ich sogleich auf den Packhof, geradeswegs in die Expeditionsstube und überreichte das königliche Rescript. Der oberste Beamte erbrach es; beim Lesen entfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still und gab es weiter.

Der zweite setzte eine Brille auf, las es, schwieg still und gab es weiter.

Der dritte endlich regte sich: ich solle näher treten und eine Quittung schreiben, daß ich für meine 400 Reichsthaler ganzer Batzen eben so viel in Brandenburger Münzsorten ohne allen Abzug ausbezahlt erhalten. Mein Geld wurde mir auch sogleich richtig ausgezahlt, darauf wurde ein Schaffner gerufen mit der Ordre, mit mir in den Weißen Schwan zu gehen und zu bezahlen, was ich dort verzehrt hätte und schuldig wäre. Das war es, daß der König sagte: Er soll sein Geld cum interesse zurückerhalten, daß nämlich der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 8 Groschen 6 Pfennige, die ich in den acht Wochen verzehrt hatte! —

Bei dieser beispiellos billigen Wirthshausrechnung wollen wir von dem Candidaten Abschied nehmen und nur noch erwähnen, daß er fortan in Berlin mit Privatunter-

Digitized by Google

richt sich beschäftigte und erst nach sieben und zwanzig Jahren im Hause des Apothekers und Obermedicinal-Assessors Rose seine irdische Laufbahn beschloß.

Wir sahen den König von einigen Offizieren begleitet in's Schloß gehen, um sich zur Tafel zu begeben. Ehe er sich zu Tisch setzt, hat er die Befehle ertheilt, die so pünktlich und so sehr zur Zufriedenheit Linsenbarths ausgeführt wurden. Wünschen wir ihm einen annähernd eben so guten Appetit, wie ihn der alte Candidat hatte, und sehen wir uns seine Tischgesellschaft ein wenig näher an.

Zur Rechten des Königs sitzt Feldmarschall Keith, früher russischer General, seit drei Jahren im Dienste Friedrichs, der ihn wegen seines Charakters und seiner militärischen Tüchtigkeit hochschätzt; ein treuer Anhänger der Stuarts, weshalb er sein Vaterland meiden muß; ein Mann von echt schottischem Gepräge, mit breitem Accent, mit wenig Neigung zum Reden, der aber über viele Dinge mit Sachkenntniß und selbständigem Urtheil zu sprechen weiß, besonders über russische Zustände und Verhältnisse, die er durch eigene Anschauung kennen gelernt hat. Neben dem Marschall sitzt General v. Rothenburg, der sich in beiden schlesischen Kriegen ausgezeichnet hat, von Friedrich geliebt und geschätzt, dann und wann mit diplomatischen Aufträgen betraut und oft in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Er ist immer leidend, ist nie ganz von seinen Wunden genesen und stirbt, zum bittern Schmerze Friedrichs, in den letzten Tagen des folgenden Jahres.

Die übrigen Tischgenossen sind Franzosen und Italiener: alle mehr oder weniger durch Esprit, Geist und Witz, einige auch durch gründliche, umfassende Kenntnisse ausgezeichnet. Neben Voltaire sitzt zunächst der Franzose La Mettrie. Als Wundarzt hatte er in der französischen

Digitized by Google

Armee einige Feldzüge mitgemacht, hatte dann die medicinische Facultät in Paris in einer Schrift auf das heftigste und rücksichtsloseste angegriffen, hatte, um der Bastille zu entgehen, Frankreich eiligst verlassen müssen und sich nach der holländischen Universität Leyden begeben. Aber auch hier litt es ihn nicht lange. Ein anderes Werk, das er dort drucken ließ: „Der Mensch eine Maschine" erregte so großes Aergerniß, daß der Rath der Stadt Leyden es öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen ließ und den Verfasser aus der Stadt verwies. Da flüchtete La Mettrie zu Friedrich und fand bei ihm, wie viele andere Verfolgte, eine Zufluchtsstätte, wo er seiner unbändigen Spottlust, seiner scharfen Zunge ohne Gefahr die Zügel schießen lassen durfte. Friedrich scheint ihn nicht besonders geachtet zu haben, fand aber an seinen tollen Späßen, an seinen witzigen Einfällen viel Vergnügen, wie er denn überhaupt, besonders in seinen jüngeren Jahren eine muntere, lebhafte, geistreiche Unterhaltung über alles liebte.

Voltaire selbst gesteht in seiner später verfaßten Lästerschrift über das Privatleben des Königs: „Bei diesen Tischgesellschaften herrschte viel Esprit; der König selbst besaß ihn und wußte ihn in andern hervorzulocken, und, was höchst eigenthümlich war, nie fühlte ich mich bei Tafel so frei." — „Die Unterhaltung war die angenehmste, bezeugt ein anderer Tischgenosse, höchst belehrend und lebhaft; ihresgleichen ist schwerlich sonst irgendwo in der Welt anzutreffen."

Zu dieser Unterhaltung trägt nicht wenig bei der Venetianer Algarotti, einer der ersten Schöngeister des Jahrhunderts, wie ihn Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth bezeichnet: eine anmuthige, jugendliche Erscheinung, mit feurigen, schwarzen Augen und dunklem Teint. Er ist Dichter, Philosoph, Kenner des Alterthums, ein klarer

Digitized by Google

Kopf, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein vollendeter Weltmann, und, bei all seiner Weltkenntniß, ein reiner, unbescholtener Charakter. Auch ist er der einzige von diesen Schöngeistern, für den der König wirkliche Liebe fühlt, wenngleich er ihm seine Jugendfreunde Jordan und Kaiserlingk, und seinen geliebten Lehrer Duhan de Jandun nicht ersetzen kann.

Zu den heute eingeladenen Gästen gehört auch der Italiener Bastiani, ein Mann von auffallend hohem Wuchse, mit dunklen Augenbrauen und ungewöhnlich glänzenden Augen. Als venetianischer Mönch war er zur Zeit Friedrich Wilhelms von preußischen Werbern aufgegriffen. Friedrich fand ihn unter den Potsdamer Riesen, erkannte aber in dem intelligent aussehenden Manne Talente und Kenntnisse, die er anderswo besser verwerthen konnte, gab ihm einen Jahresgehalt und verschaffte ihm später die Stelle eines Abtes in einem schlesischen Kloster. Er neckt ihn öfters damit, daß er eines Tages Papst werden wird, so klug und gewandt ist er. Bei einer solchen Gelegenheit fragte er ihn einst: „Was wird Er zu mir, einem Ketzer, sagen, wenn Er Papst wird? Sage Er es jetzt, heraus damit! ich will es! — Bastiani sträubt sich und sucht auszuweichen; aber der König läßt ihm keine Ruhe. Endlich antwortet er: „Majestät, ich werde sagen: O königlicher Adler, beschirme mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem scharfen Schnabel!“ Das ist der einzige Witz, der von ihm, aus diesem Kreise wenigstens, berichtet wird. Er war im Ganzen ernst und schweigsam und liebte es nicht, seinen schönen Verstand in witzigen Einfällen zu vergeuden.

Grade dem Könige gegenüber, am andern Ende der Tafel sitzt der Franzose Maupertuis, der gelehrteste von allen Tischgenossen, immerwährender Präsident der

Digitized by Google

Academie der Wissenschaften in Berlin. Am Ende der dreißiger Jahre hatte er im Auftrage der französischen Regierung unter dem nördlichen Polarkreis eine Gradmessung ausgeführt, wodurch namentlich die Abplattung der Erde an den Polen nachgewiesen werden sollte, und war dadurch, sowie durch seine Schrift über die Gestalt der Erde, eben eine europäische Berühmtheit geworden, als ihn Friedrich von Rheinsberg aus kennen lernte. Gleich nach seiner Thronbesteigung bat er ihn in einem eigenhändigen Schreiben, das durch alle Zeitungen die Runde machte, die Präsidentschaft der neu zu errichtenden Academie in Berlin zu übernehmen. Was denn auch geschehen ist; und Friedrich hat es sich seitdem sehr angelegen sein lassen, den Präsidenten seiner Academie zu ehren und die exacten oder reinen Wissenschaften, Mathematik, Physik, Astronomie u. s. w. nach Kräften zu fördern, hat aber bereits mit den finstern Launen des Präsidenten, mit seiner Eitelkeit, seinem sententiösen, hochfahrenden Wesen manches auszustehen gehabt. Auch Voltaire, auf den der immerwährende Präsident von seinem erhabenen Standpunkte der reinen Wissenschaften, wie ein Jupiter, herabsieht, hat von seinem Hochmuth, von seinem Neid viel zu leiden, hat aber bis jetzt, aus Rücksicht auf die Wünsche des Königs alles mit unglaublicher Geduld ertragen. Erst zwei Jahr später, als der kränkliche, reizbare Voltaire es nicht länger aushalten konnte, erfolgte die Explosion in Gestalt einer höchst witzigen Spottschrift: **Diatribe du Docteur Akakia**, wodurch Voltaire den immerwährenden Präsidenten gewissermaßen in die Luft sprengte, indem er ihn der Lächerlichkeit preisgab, wodurch er aber auch die Gunst und Freundschaft des Königs für immer verscherzte.

Einer der liebsten Gäste des Königs fehlt heute: es ist der Marquis d'Argens, ein talentvoller, geistreicher

Digitized by Google

Provençale, der einzige von den Franzosen in seiner Umgebung, der den König wirklich liebt, obgleich er von ihm beständig mit seiner Hypochondrie aufgezogen und geneckt wird. Er ist plötzlich fortgereist, angeblich um seine Heimath, die schöne, sonnige Provence zu besuchen und seinen Rheumatismus zu kuriren, heimlich aber entschlossen, nicht wieder zurückzukehren, da ihm das Necken und Aufziehen zu arg geworden ist. Doch schon zweimal ist er mit diesem Entschluß abgereist und — wiedergekommen. So auch dieses Mal: schon auf der ersten Station hatte er dem Könige im Herzen verziehen und beschlossen, daß dieser angebliche Besuch wirklich nur ein Besuch sein sollte. Es wird von ihm berichtet, er habe alle Briefe des Königs — und es giebt deren viele an ihn — mit entblößtem Haupte gelesen, trotz Zugluft und Kälte, vor denen er sich sonst so sehr fürchtete.

Die Unterhaltung bei Tische dreht sich heute vorzugsweise um die bevorstehende Festlichkeit und um eine Opernvorstellung, in welcher die Italienerin Barberina zum ersten Mal wieder nach langer Zeit den Hof und die Berliner durch ihren Tanz entzückt hat. Diese reizende Tänzerin ist heimlich vermählt mit dem ältesten Sohn des Großkanzlers und Justizministers Cocceji und wird demnächst die Bühne verlassen, um sich mit ihrem Gemahl und ihren gesammelten Schätzen in das Privatleben zurückzuziehen.

Höchst charakteristisch für jene Zeiten ist die Art und Weise, wie sie durch Vermittlung der Diplomatie nach Berlin gelangte. Ein preußischer Agent hatte sie in Venedig für die königliche Oper engagirt; aber ein reicher Lord, einer ihrer Anbeter, beredet sie, auf dieses Engagement zu verzichten. Der Agent besteht auf Vollziehung des Contractes und, da Barberina sich hartnäckig weigert,

Digitized by Google

wendet er sich im Auftrage des Königs an den Dogen und Senat der Republik Venedig, erhält jedoch eine zwar höfliche, aber ausweichende Antwort. Einige Zeit darauf kommt ein venetianischer Gesandter auf der Reise nach irgend einem nordischen Hofe in Berlin an, findet am andern Morgen sein sämmtliches Gepäck auf Befehl des Königs mit Beschlag belegt und erfährt, daß er nicht eher weiter reisen kann, bis Barberina in Berlin ankommt. Worauf denn alsbald Doge und Senat der Republik Venedig die widerspänstige Tänzerin mit Extrapost, von Bewaffneten begleitet, über die Alpen schicken, bis an die preußische Gränze.

Sie scheint dieses summarische Verfahren nicht sehr übel genommen und sich in ihre neue Lage bald gefunden zu haben. Ihre anmuthige Erscheinung, ihr intelligenter, lebhafter Geist gewannen ihr überall Anbeter und Freunde; ihrer Empfehlung hatte es der Italiener Collini zu verdanken, daß er Secretär, Amanuensis bei Voltaire wurde, in welcher Stellung er sehr werthvolle Notizen über diesen merkwürdigen Mann sammeln und später der Nachwelt überliefern konnte.

Mit einer Verbeugung des Königs gegen seine Gäste ist die Tafel aufgehoben; er spricht noch mit dem Einen oder Andern einige Worte und zieht sich dann in sein Kabinet zurück, wo die mittlerweile von den Kabinetsräthen ausgefertigten Erlasse, Verordnungen und Bescheide von ihm gelesen und unterzeichnet werden. Es sind ihrer im Durchschnitt zwölf jeden Tag. Nachdem die Kabinetsschreiben unterzeichnet, einige auch mit Randbemerkungen versehen sind, trinkt der König seinen Kaffee. Der übrige Theil des Tages ist nun frei von Geschäften und vorzugsweise der Schriftstellerei und Musik gewidmet. Friedrich arbeitet heute an der Vollendung seines Werkes: „Denkwürdigkeiten

Digitized by Google

des Hauses Brandenburg," von dem bereits Bruchstücke als Vorträge in der Academie mitgetheilt worden sind und das im nächsten Jahre in Druck erscheinen soll. Er führt eine leichte Feder und schreibt französisch fließend und gewandt; freilich mit vielen orthographischen Fehlern. Aber wer wollte es ihm, dem Vielbeschäftigten, verdenken, daß er sich mit den Regeln der französischen Orthographie den Kopf nicht zerbricht? Hat er doch seine Franzosen, die sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, die orthographischen Fehler Sr. Majestät auszumerzen. So arbeitet er denn eine geraume Weile emsig; endlich legt er die Feder bei Seite und nimmt zur Erholung ein Produkt seiner dichterischen Muse vor, welches ihm Voltaire soeben von kritisirenden Bemerkungen begleitet zurückgeschickt hat. Es ist die Ode an die Preußen, deren erste Strophe mit folgendem Vers begann:

Prussiens, que la valeur conduisit à la gloire . . .

und Voltaire kritisirt folgendermaßen: „Der Dichter macht hier seine Preußen zweisilbig, während er ihnen in der folgenden Strophe drei Silben zukommen läßt. Ein König ist zwar Herr seiner Gunstbezeigungen, indeß verlangt man doch ein wenig Consequenz; auch sind die iens gewöhnlich zweisilbig, wie in liens, Silésiens, Autrichiens, ausgenommen die einsilbigen bien und rien." —

Da haben wir eine ganz kleine Probe von der liebenswürdigen, komisch ernsten Manier, in welcher Voltaire Sr. Majestät dem Könige von Preußen gegenüber die Schulmeisterrolle zu spielen versteht. —

Friedrich, lernbegierig, eifrig bemüht, sich die Lehren dieses „großen Meisters der Dichtkunst" zu Nutze zu machen, liest die Bemerkungen Voltaires aufmerksam bis zu Ende, dann begiebt er sich in den Concertsaal. Das Concert findet heute schon um 6 Uhr statt, da der König

Digitized by Google

um 7 Uhr zu der Festlichkeit nach Berlin fahren will. Die mitwirkenden Künstler, so wie eine kleine Zahl von Eingeladenen, sind bereits versammelt; das Flötenconcert soll eben beginnen. Der König steht schon mit der Flöte in der Hand vor seinem Pulte: da tritt eine Ordonnanz ein und überreicht ihm die Liste der den Tag über angekommenen Fremden. Er überblickt den Zettel und liest am Ende der Namenreihe: Kantor Bach aus Leipzig. In freudiger Aufregung ruft er seinen Musikern zu: „Messieurs, der alte Bach ist da!" So groß ist seine Spannung ihn zu sehen, daß er dem Gaste sagen läßt, er brauche die Kleider nicht zu wechseln, er solle, so wie er gehe und, stehe, in's Schloß kommen. Alsbald erscheint denn auch der alte Kantor und will sich wegen seines nicht hoffähigen Anzugs entschuldigen. Aber der König läßt ihn gar nicht zu Worte kommen: er muß spielen, zuerst im Concertsaal, dann auf all den Silbermann'schen Klavieren, die in verschiedenen Gemächern des Schlosses stehen, wobei die ganze Kapelle, so wie die Eingeladenen hinter dem Könige und Kantor den Umzug mitmachen.

Das Spiel Sebastian Bachs schien einen tiefen Eindruck auf den König zu machen; es war, als ob er ahnte, daß ihm hier ein ebenbürtig großer Mann gegenüberstehe. Friedrich fand sonst an ganz anderer Musik Geschmack, er liebte die italienische Musik von deutschen Meistern; aber er war musikalisch genug, um in Bachs ihm so fremdartiger, schwer verständlicher Mystik das künstlerisch Große, das Geniale zu ahnen und zu empfinden. Auch einige Proben, die Bach von seiner Meisterschaft im Componiren gab, erregten des Königs Bewunderung: er ließ sich von ihm mehrere Themata geben und führte dieselben sogleich mit allen Künsten des Contrapunktes durch. Eine Bearbeitung dieser Art über ein solches Thema gab er im

Digitized by Google

folgenden Jahre unter dem Titel „Musikalisches Opfer" heraus und dedicirte es dem Könige.

Das Programm des heutigen Concertes wird natürlich bedeutend abgekürzt, und um 7 Uhr fährt der König mit seinem Gefolge und seinen Gästen nach Berlin. Dort sind bereits seit Eintritt der Dämmerung alle Plätze des auf dem Schloßplatze erbauten, von vierzigtausend Lampen erleuchteten Amphitheaters von einem gewählten Publikum besetzt. Gegenüber den Eingängen für die Reiter erhebt sich die königliche Loge, in welcher Prinzessin Amalie die Preise austheilen soll. Punkt 9 Uhr erscheint der König, begleitet von der Königin Mutter, von seiner Gemahlin, von allen Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, und nun beginnt das Festspiel: Unter dem Schall von Pauken und Trompeten, unter den Klängen einer rauschenden Musik reiten in vier Turnierpartieen, Griechen und Perser, Römer und Carthager vorstellend, zweihundert Cavaliere in die Arena ein, führen allerlei kunstvolle Manöver und Schwenkungen aus und stechen schließlich mit ihren Lanzen nach Ringen, Türkenköpfen und andern Gegenständen; ein außerordentlich glänzendes Schauspiel! Um Mitternacht theilt die Schönheit, in Gestalt der Prinzessin Amalie, die Preise aus, worauf die allerhöchsten und hohen Herrschaften sich ins Schloß, zum Souper, zurückziehen. Von diesem ist weiter nichts zu melden, als daß Voltaire, dem Könige und der Prinzessin Amalie gegenüber sitzend, auf die Frage, wie ihm das Carrousel gefallen habe, mit folgendem improvisirten Verse antwortete:

Jamais, dans Athènes et dans Rome,
On n'eut de plus beaux jeux, ni de plus digne prix;
J'ai vu le fils de Mars, sous les traits de Pâris,
Et Vénus qui donnait la pomme.

(Niemals, in Athen und in Rom, gab es herrlichere

Digitized by Google

Schauspiele, noch würdigeren Preis; ich sah den Sohn des Mars, mit den Zügen des Paris, und Venus, welche die Sieger krönte.)

Doch nicht ein Voltaire'scher Vers, so zierlich und correct er auch sein mag, soll diesen Tag aus dem Leben Friedrichs des Großen beschließen, vielmehr die Erwähnung der bedeutungsvollen Thatsache, daß dieses die einzige prunkvolle und einigermaßen kostspielige Festlichkeit war, die der weise, sparsame König während seiner sechs und vierzigjährigen Regierung veranstaltete.

Digitized by Google

Drei Tage aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

Rede,

gehalten am 22. März 1878 bei dem Festaktus der Realschule zu Coburg.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen;

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat!

Der Dir alle Deine Sünden vergiebt und heilet alle Deine Gebrechen;

Der Dein Leben vom Verderben errettet, der Dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit;

Der Deinen Mund fröhlich machet und Du wieder jung wirst, wie ein Adler". Ps. 103, V. 1—5.

Mit solchen Gefühlen des Dankes und Preises, wie sie in den Worten des Psalmisten so unvergleichlich schön ausgedrückt sind, hat ohne Zweifel Kaiser Wilhelm den heutigen Tag, seinen einundachtzigsten Geburtstag, angefangen. Ist er doch ein denkender Mensch, ist er doch ein Christ, nicht nur dem Namen, dem Bekenntniß nach, nein, ein Christ aus voller Ueberzeugung. Und ist es nicht selbstverständlich, daß sein Herz überströmt von Dank gegen Gott, der ihn so reich gesegnet hat, ist es nicht natürlich, daß er in seinem langen, ereignißreichen Leben die Hand erkennt, die sein Geschick so gnädig gelenkt hat? Ja, gesegnet und ereignißreich, wie kein anderes, ist sein Leben.

Digitized by Google

Davon wollen wir uns eine, wenn auch nur schwache, Vorstellung zu machen suchen, indem wir drei Tage aus seinem Leben vor unserm Geiste vorüberziehen lassen: den 8. Juni 1815, den Tag seiner Confirmation, den 22. März 1848, den Tag, an welchem er sich als Verbannter und Flüchtling nach England einschiffte, und den 18. Jan. 1871, wo er zum Kaiser von Deutschland proclamirt wurde.

Als Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815, zehn Tage vor der Schlacht bei Waterloo, in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, in Gegenwart der königlichen Familie, des Hofes und der Minister, seinen Taufbund feierlich bestätigte, hatte er bereits das achtzehnte Lebensjahr vollendet, hatte er schon einen Feldzug, den Feldzug in Frankreich, mitgemacht und war bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris zugegen gewesen. Das eiserne Kreuz und der St. Georgenorden schmückten seine Brust, jenes von seinem Vater, Friedrich Wilhelm III., dieser, der St. Georgenorden, von Kaiser Alexander verliehen, beide in Anerkennung des Diensteifers und der Tapferkeit, die er im Felde bewiesen hatte. Als einen der bravsten Offiziere seiner Armee hatte ihn der König, der mit dem Lobe wahrlich nicht verschwenderisch war, dem Kaiser von Rußland einst vorgestellt.

Das war kein unreifer Knabe mehr, mit kindischen Gedanken und Wünschen im Kopfe, dem das Leben noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, das war ein Jüngling, der den ganzen Ernst des Lebens kennen gelernt, der dem Tode in mancherlei Gestalt ins Auge geschaut hatte, der Zeuge großer, weltgeschichtlicher Ereignisse gewesen war, und der wohl wußte, wie nahe ihn, seine Familie, sein Vaterland diese Ereignisse angingen.

Ja, Großes hatte er schon erlebt, Glück und Unglück, die schmachvollste Erniedrigung seines Vaterlandes, aber

Digitized by Google

auch die ruhmvollste Erhebung, den tiefsten Schmerz und die höchste Freude.

Ein Knabe von neun Jahren war er, als in Folge der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt die Heeresmacht des preußischen Staats zusammenbrach, die Heeresmacht, die einst unter Friedrich dem Großen halb Europa gegenüber das Feld behauptet hatte. Zehn Jahr alt war er, als der Friede zu Tilsit geschlossen wurde, durch welchen sein Vater mehr als die Hälfte seiner Staaten verlor, und durch den das ihm in Gnaden gelassene Gebiet auf 2877 □M. mit nicht ganz fünf Millionen Einwohner herabsank. In Gnaden war ihm dieses Gebiet gelassen worden, und wirklich stand es mehrere Jahre lang in der Macht Napoleons I., das Königreich Preußen gänzlich aus der Reihe der europäischen Staaten verschwinden zu lassen. Auch schätzten sich der König Friedrich Wilhelm und seine Minister sehr glücklich, als endlich der übermächtige, stolze Kaiser sich herabließ, mit dem kleinen, ohnmächtigen Preußen, als Bundesgenossen gegen Rußland, einen Vertrag zu schließen, durch welchen der Fortbestand und die Unabhängigkeit des preußischen Staats wenigstens vorläufig gesichert schien.

Das waren Zeiten banger Sorge, schwerer Noth: die Prüfungsjahre Deutschlands, wie man sie mit Recht genannt hat. Von allen deutschen Ländern war es aber Preußen, das am schwersten geprüft und heimgesucht wurde: zuerst durch die Noth und das Elend des Krieges, dann durch die ungeheure, fast unerschwingliche Kriegsentschädigung, die das kleine Land an Frankreich zu bezahlen hatte, durch die Unterhaltung zahlreicher französischer Besatzungen, durch Erpressungen und Mißhandlungen aller Art von Seiten der übermüthigen Sieger. Eine solche Zeit der Noth, der Schmach, der Gefahr mußte wohl auf den Prin-

Digitized by Google

zen, wenn er auch noch ein Knabe war, einen tiefen Eindruck machen. Doch, leicht empfänglich wie der kindliche Sinn ist, so ist er auch flüchtig, vergeßlich; und durch die späteren glücklichen Ereignisse, durch den Glanz der Siege mag wohl jener tiefe Eindruck zum Theil abgeschwächt oder verwischt worden sein. Aber eine Erinnerung war und blieb mit unauslöschlichen, immer frischen Zügen in das Herz des Knaben, des Jünglings, des Mannes, des Greises geschrieben: die Erinnerung an jenen Augenblick, wo er mit seinem tiefgebeugten Vater, mit seinem jammernden Bruder am Sterbebette der geliebten Mutter stand, wo er schluchzend auf die Knie sank, und sie segnend ihre Hand auf sein Haupt legte.

Wie hätte er auch einer solchen Mutter vergessen können? Lebte sie doch fort im Herzen des preußischen, ja des deutschen Volks, als eine der edelsten Frauen, als eine Königin, in welcher Gottesfurcht, Herzenseinfalt und Sittenreinheit mit begeisterter Vaterlandsliebe, mit einem unbeugsamen Sinn für Ehre und Recht, mit allen häuslichen Tugenden in schönster Harmonie sich verbanden.

Solche Lebenserfahrungen hatten Gemüth und Verstand des achtzehnjährigen Prinzen frühzeitig gereift, und es kann uns nicht wundern, daß in dem von ihm selbst verfaßten und bei seiner Confirmation verlesenen Glaubensbekenntniß sich ein ungewöhnlicher Ernst, eine ungewöhnliche Innigkeit des Gefühls ausspricht. Da heißt es unter Andern: Mir soll Alles heilig sein, was den Menschen heilig sein muß. Ich will dem Glauben der Christen, zu dem ich mich heute bekenne, immer treu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. Bei allem Guten, was mir zu Theil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unter-

Digitized by Google

werfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtigt. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, meine Seele im Gebet mit ihm zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag. Ich will mich vor Allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich noch weit mehr mich dadurch erniedrigen. Vor Allem will ich die Sünde der Unmäßigkeit und Wollust, welche zur tiefsten Erniedrigung der menschlichen Natur führen, vermeiden. Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und an meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen".

Die guten Vorsätze, die er bei seiner Confirmation faßte und aussprach, er hat sie gehalten und ausgeführt, den Glauben, zu dem er sich als achtzehnjähriger Jüngling bekannte, er hat ihn sich bewahrt. Unbeirrt durch den Zeitgeist, durch die ungläubige Strömung der wechselvollen öffentlichen Meinung, durch die unfruchtbaren Spekulationen, durch die Spitzfindigkeiten, Grübeleien und Streitigkeiten der philosophischen und der theologischen Schulen, ist er dem Glauben treu geblieben, der einen festern Grund hat, als das schwankende Fundament der philosophischen oder theologischen Systeme, dem Glauben, der sich wesentlich von aller Philosophie und Menschenweisheit dadurch unterscheidet, daß er, nach dem Worte des Apostels Paulus „eine feste Zuversicht ist des, das man hoffet und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht siehet".

Auch schämt er sich seines Glaubens nicht, wie so viele Namenchristen, sondern bekennt sich zu ihm, wenn es darauf ankommt, offen und entschieden. Und ein gewich-

Digitized by Google

tiges, bedeutungsvolles Wort ist es, wenn er, der höher steht als irgend ein Sterblicher, der den weitesten und freiesten Ueberblick hat über den Verlauf und Zusammenhang der Begebenheiten, wenn er demüthig bekennt: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren"; wenn er den Sieg von Sedan mit den Worten verkündigt: Welche Wendung durch Gottes Fügung! und damit anerkennt, daß jener große, für den ganzen Krieg so entscheidende Sieg nicht der Tapferkeit seiner Krieger, nicht dem Talent seiner Feldherrn zuzuschreiben sei, sondern dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche und der, durch eine unsern Blicken sich entziehende Verkettung von Ursachen und Wirkungen, es so gefügt hatte, daß der Feind, wie mit Blindheit geschlagen, den Abgrund nicht sah, dem er zueilte und ohne Noth seine einzige, noch übrige Armee auf's Spiel setzte.

Daß diese gläubige Weltanschauung Hunderttausenden, auch unter den sogenannten Gebildeten, unbegreiflich, ja anstößig erscheint, wir dürfen uns nicht allzusehr darüber wundern. Wie der Blindgeborene von den Farben, ihrer Verschiedenheit, ihrer mächtigen Wirkung, ihrer wundervollen Pracht keine Vorstellung, keine Ahnung hat, weil ihm der Sinn dafür fehlt, so hat der Ungläubige für den Grund, das Wesen und die Wirkung des Glaubens keinen Sinn, kein Verständniß. Um so mehr ist er dann freilich geneigt, das was er nicht begreifen kann, mit gehässigem, unduldsamen Eifer anzugreifen und zu verspotten. Auch ist es wahr, das Wort des Dichters:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n".

Aber was können Unglaube und Spottsucht an dem makellosen Charakter, an der ehrwürdigen Erscheinung Kaiser Wilhelms angreifen und verspotten? Seine Auf-

Digitized by Google

richtigkeit und Wahrhaftigkeit hat noch nie ein Mensch, auch nur mit einem Scheine des Rechts, in Frage gestellt; an der Rüstigkeit und Frische seines Geistes, an der Kraft und Schärfe seines Verstandes zu zweifeln, vermöchte nur der Unwissende, dem seine tägliche Arbeit, sein umfassendes Wissen gänzlich unbekannt ist. In seinem Wesen vereinigt sich demuthsvolle Bescheidenheit mit edlem, männlichem Stolze, zum Beweise dafür, daß das Christenthum keineswegs, wie die Einem ihm vorwerfen, den Menschen erniedrigt, indem es Demuth, Sündenbekenntniß, Besserung verlangt, und daß es ebenso wenig den Menschen zu hochstellt, ihn zum Hochmuth verleitet, indem es ihn zum Mittelpunkt der Schöpfung macht.

Und wie Gustav Adolf, König von Schweden, wie Oliver Cromwell, der mächtigste und größte unter den Herrschern Englands, wie Martin Luther, der große Reformator, so beweist Kaiser Wilhelm durch sein Leben, daß ein Mann des Glaubens auch ein Mann der That sein kann.

Was er Großes für unser Volk, für unser Vaterland vollbracht hat, das steht auf den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet.

Freilich in der langen Friedenszeit von 1815 bis 1848 war keine Gelegenheit zu großen Thaten gegeben: es waren für ihn die Jahre der Vorbereitung zum Heerführer, wie es für Deutschland in mannigfacher Beziehung Jahre der Vorbereitung zur nationalen Einheit und Größe waren, und die Lebensgeschichte des Prinzen Wilhelm fällt in dieser langen Zeit fast ganz zusammen mit der Geschichte der Armee. Mit besonderer Vorliebe hatte sich der Prinz dem Militärwesen gewidmet, und die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit welcher er die ihm schon früh anvertrauten wichtigen Aemter verwaltete,

Digitized by Google

fanden solche Anerkennung von Seiten seines königlichen Vaters, daß dieser während einer Reise nach Rußland ihm, dem Einundzwanzigjährigen, die oberste Leitung aller Militärangelegenheiten übertrug. Und sowohl bei dieser Gelegenheit, als auch bei allen spätern rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen auf das glänzendste.

Auch unter der Regierung seines Bruders, der im Jahr 1840 als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, widmete Prinz Wilhelm, der von nun an als Nachfolger und Thronerbe den Titel Prinz von Preußen führte, seine besten Kräfte dem Militärwesen, um dessen Verbesserung und Vervollkommnung er sich das größte Verdienst erworben hat. Und wie sein Verhältniß zu dem Vater immer ein kindliches, pietätvolles gewesen war, so erfüllte ihn auch Liebe und Verehrung gegen den älteren, mit reicheren Geistesgaben gesegneten Bruder, zugleich aber auch das Bewußtsein der Pflichten seiner Stellung, sowohl als erster Unterthan des Herrschers, dem er zu Gehorsam verpflichtet war, wie als dessen Nachfolger und Erbe der Krone, für deren Rechte er in Zeiten der Gefahr mit einzustehen hatte.

Eine solche Zeit kam aber mit dem Revolutionsjahre 1848.

Die Nachricht von dem Sturz des Königthums in Frankreich und der Proclamirung der Republik rief in ganz Deutschland eine Aufregung hervor, wie eine gleiche seit den Tagen der Reformation kaum jemals dagewesen war. In schneller Folge machten sich die Schwingungen dieser Bewegung in den einzelnen deutschen Staaten bemerkbar: in Baden, Würtemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hannover, Bayern, Sachsen, endlich auch am 13. März in Wien und am 18. März in Berlin. Die deutschen Regierungen, welche diese Um-

Digitized by Google

wälzung in Frankreich ebensowenig vorausgesehen hatten, wie die Julirevolution von 1830, wußten den Wogen der Revolution keinen Damm entgegenzustellen. Ueberall herrschte Rathlosigkeit und Unentschlossenheit. So auch in Berlin.

Dort kam es in Folge von zwei räthselhaften Schüssen, die jedenfalls aus Versehen in den Reihen der Soldaten fielen, durch die jedoch Niemand verwundet wurde, am 18. März zu einem blutigen Kampfe zwischen Volk und Militär, der damit endete, daß das Militär, obwohl siegreich vordringend, in der Nacht auf Befehl des Königs den Kampf aufgab und die Stadt räumte.

Schwer mußte der König diese Schwäche seines weichen Herzens, das vor weiterem Blutvergießen zurückbebte, büßen.

Am andern Tage wurden die gefallenen Barrikadenkämpfer auf Bahren in den Schloßhof gebracht, und der König mußte vor ihnen unter Schmähungen und Drohungen sein Haupt entblößen! Wenn er zur rechten Zeit, wie sein Bruder, der Prinz von Preußen, rieth, nachgegeben und dem Volke eine Verfassung bewilligt hätte, so würde diese, wie in England und Belgien, der Monarchie den besten Schutz gewährt haben — nun hatte die triumphirende Revolution ihm das „Stück Papier", wie er halb spöttisch die Verfassung nannte, abgetrotzt, und Friedrich Wilhelm IV. mußte sich zunächst in Alles fügen, was ihm von der Revolution auferlegt ward. Dazu gehörte auch der Umritt durch die Straßen der Stadt am 21. März, den der König, umgeben von Prinzen, Ministern und Generalen, hielt, und bei welchem er und seine Begleiter schwarz-roth-goldene Schleifen trugen, während eine Fahne mit denselben Farben, den Farben der Barrikadenkämpfer, von einem der Führer des Aufstandes vorangetragen wurde.

Digitized by Google

Am folgenden Tage, dem 22. März, erfolgte die feierliche Beerdigung der auf den Barrikaden Gefallenen. Sie wurden, über dreihundert an der Zahl, am Schlosse vorübergetragen; bei jedem neuen Zuge erschien der König auf dem Balkon und entblößte sein Haupt. —

An demselben Tage (es war sein 51. Geburtstag) schiffte sich der Prinz von Preußen in Hamburg in Begleitung des Majors Oelrich ein, um sich nach England zu begeben. Was war geschehen, daß er, der Thronerbe, gerade jetzt, in dieser Bedrängniß und Noth, seinen königlichen Bruder verließ?

Die ganze Ungunst, die Erbitterung des Volkes gegen das Militär, das am 18. März doch nur seine Schuldigkeit gethan, hatte sich gegen den Prinzen von Preußen gerichtet, in dem gewissermaßen der preußische Militärgeist verkörpert erschien und der factisch an der Spitze des Armeewesens stand. In den Augen der Revolutionspartei galt er ohnehin für einen Reactionär, für einen Anhänger der absoluten Fürstengewalt und an den beiden verhängnißvollen Schüssen, wie an dem darauf folgenden Blutbade, konnte nach ihrer Ansicht kein Anderer schuld sein, als der Prinz von Preußen.

Diese Ansicht, welche von den Leitern des Aufstandes geflissentlich verbreitet wurde, fand fast bei der ganzen Bevölkerung Glauben, und der Prinz mußte vor der Wuth des Volks aus Berlin flüchten. Er hielt sich zunächst einige Tage in Spandau und auf der Pfaueninsel auf. Als sich aber das Gerücht verbreitete, daß eine bedeutende Truppenmacht unter Anführung des Prinzen gegen die Hauptstadt anrücke, und sich der Bevölkerung wieder eine gefährliche Aufregung bemächtigte, riethen die Minister dem Könige, zur Beruhigung der Gemüther seinen Bruder eine Reise in das Ausland machen zu lassen. Der König

Digitized by Google

folgte ihrem Rathe und ertheilte dem Prinzen in einem eigenhändigen Schreiben den Auftrag, sich nach London zu begeben, um dem befreundeten englischen Hofe über die letzten Ereignisse und die neu eingetretenen Zustände in Preußen Bericht zu erstatten und die nöthigen Aufschlüsse zu ertheilen.

Es war eine milde Form der Verbannung, aber doch immer eine Verbannung, und mit schmerzlichen Gefühlen bestieg der Prinz das Schiff, das ihn nach England bringen sollte, voll Schmerz und Unwillen über die Demüthigungen, die das Königthum in der Person seines Bruders erdulden mußte, über die Schmähungen und Verläumdungen, denen er selbst ausgesetzt war, voll Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes, dessen Aufschwung und Größe von früher Jugend an sein Lebensideal gewesen war.

Doch kannte er den innersten Kern des deutschen Geistes, des deutschen Volkes zu gut und hatte ein zu festes Gottesvertrauen, als daß er hätte verzagen und an der Wiederkehr besserer Tage verzweifeln sollen. „Bei allen Uebeln, die mich treffen, so hatte er einst gelobt, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtigt."

Dieses Vertrauen bewährte sich auch jetzt. Zunächst erwies sich der Aufenthalt grade in England, dem Musterstaate der constitutionellen Monarchie, durch seinen Einfluß auf die Anschauung des Prinzen vom Staate, als sehr heilsam. Durch den Ideenaustausch mit Staatsmännern wie Sir Robert Peel, Lord John Russel, Lord Palmerston und ganz besonders auch mit Prinz Albert, dem Gemahl der Königin Victoria, wurde sein politisches Urtheil unbefangener und klarer, trat ihm Vergangenheit und Zukunft Preußens, Deutschlands in einem helleren Lichte entgegen.

Digitized by Google

Als ihm Bunsen, der preußische Gesandte in London, einen von Dahlmann*) ausgearbeiteten Verfassungsentwurf für Deutschland vorlegte, nach welchem die Einheit Deutschlands durch ein erbliches Reichsoberhaupt mit beigeselltem Ober- und Unterparlament hergestellt werden sollte, erklärte er in einem schriftlichen Gutachten sich mit diesem Verfassungsentwurf, den er wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze ein Meisterwerk nannte, gänzlich einverstanden und fügte den Wunsch hinzu, es möchte jeder einzelne Staat in Deutschland die darin ausgesprochenen Grundsätze zu den seinigen machen. „Daß auch ich, sagt er zum Schluß, die Annahme solcher Grundsätze für Preußen unerläßlich fand, beweist meine Unterschrift unter dem Patent vom 18. März**), und daß ich hier in England nicht andern Sinnes geworden bin, ist wohl mehr wie begreiflich."

Erst gegen Ende Mai kehrte der Prinz, und zwar auf ausdrückliches Verlangen der preußischen Minister, nach der Heimat zurück. Ein Bericht des Ministers Camphausen in der Nationalversammlung über das Verhalten des Prinzen am 18. März, sowie die Erklärungen verschiedener wegen ihrer liberalen Gesinnung bekannten Ehrenmänner zu seinen Gunsten, hatte das in vielen Schichten des Volkes herrschende Mißtrauen gegen den Thronerben nach und nach beseitigt und dem Heimkehrenden die Wege bahnen helfen.

Am 7. Juni, dem Todestage seines Vaters, traf der

---

*) Einer der sieben Göttinger Professoren, die 1837 wegen ihrer Verfassungstreue ihr Amt verloren und aus Göttingen verwiesen wurden.

**) Es war noch vor dem Beginn des Kampfes erlassen und kündigte die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat an.

Digitized by Google

Prinz, welcher sich Tags zuvor in Magdeburg mit Gemahlin und Kindern wieder vereinigt hatte, in Potsdam ein, wurde dort auf das Herzlichste von seinem königlichen Bruder und dessen Gemahlin begrüßt und nahm darauf mit ihnen an der Todtenfeier im Mausoleum zu Charlottenburg Theil.

In Berlin von einer Deputation begrüßt, erinnerte er in seiner Antwort daran, daß in den Märztagen seinem Palais, um es vor Zerstörung zu schützen, die Aufschrift: „Nationaleigenthum" gegeben worden war; dabei legte er die Hand auf's Herz und sagte: „Hier ist ein Nationaleigenthum des Vaterlandes." Denkwürdige Worte, deren Bedeutung 1866 und noch mehr in dem großen Kriege gegen Frankreich offenbar werden sollte.

Denn als im Jahre 1866 der beinah siebenzigjährige König Wilhelm, der gern, wie er sagte, sein Leben in Frieden beschlossen hätte, gegen Oesterreich und seine Verbündeten das Schwerdt zog, leitete ihn kein ehrgeiziges Streben, noch weniger Eroberungslust, sondern das Bewußtsein der Pflicht, Preußens Ehre und Sicherheit gegen den Staat zu vertheidigen, dessen Politik nichts anders bezweckte, als den Aufschwung, die Machtentwicklung Preußens niederzuhalten und die nationale Einigung Deutschlands zu verhindern. Ich bin ein alter Mann, sagte er zu dem Prinzen Friedrich Karl, als dieser sich verabschiedete, um sich zur Armee zu begeben, ich bin bald siebenzig Jahre alt, wie sollte ich jetzt noch den Krieg wünschen? Ich wünsche nichts sehnlicher, als meinem Volke den Frieden zu lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß auch, daß ich vor Gott und vor meinem Gewissen all das Blut zu verantworten habe, das vergossen werden wird. Aber ich kann es bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan, um

Digitized by Google

den Krieg zu vermeiden: gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann; ich wollte alles zugestehen, was sich mit der Ehre Preußens vereinigen läßt. Aber sie wollen den Krieg; sie wollen es wieder so haben, wie es vor dem siebenjährigen Kriege war, und das geht nicht, dann ist Preußen ja nichts mehr. Doch Gott lob! unser Heer ist in gutem Stande; freilich, ob wir siegen, das liegt in des Herrn Hand. Wenn der Herr nicht hilft, so ist's doch vergeblich!"

So zog der greise König, als der Krieg unvermeidlich geworden war, mit schwerem Herzen, aber mit ruhigem Gewissen das Schwert, und in einem über alles Hoffen glücklichen und kurzen Feldzuge wurde der mächtige, an Ehren und Siegen so reiche Feind niedergeworfen, Deutschland von dem verderblichen Einfluß Oesterreichs befreit, und mit der Gründung des Norddeutschen Bundes der Anfang zu der nationalen Einigung Deutschlands gemacht. Die Vollendung aber, die Krönung des großen Werkes, geschah an jenem 18. Jan. 1871, den wir nun noch in kurzen Zügen uns vergegenwärtigen wollen.

„Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden" hatte einst König Friedrich Wilhelm IV. gesagt; er hatte damit angedeutet, daß die Gründung eines neuen deutschen Reichs, mit einem Hohenzollern, einem Protestanten als Kaiser, nicht geschehen könne ohne einen Krieg mit Oesterreich und Frankreich.

Der Widerstand Oesterreichs war gebrochen: es blieb nun noch der mächtigere, gefährlichere Gegner übrig.

Daß die französische Nation die Machtentwicklung, den Aufschwung Preußens und Deutschlands mit mißgünstigen, mißtrauischen Augen ansah, war ja natürlich und selbst-

Digitized by Google

verständlich: daß aber die Leiter des französischen Staats unter einem so frivolen, von der ganzen übrigen Welt, später von den Franzosen selbst verurtheilten Vorwande den Krieg begannen, daß Frankreich selbst durch diesen Krieg das beschleunigte und herbeiführte, was es verhindern wollte, die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs, das ist so merkwürdig, daß wir wohl berechtigt sind, darin die Hand der Vorsehung zu erkennen.

Ja, die Franzosen selbst haben dafür gesorgt, daß die Gründung des neuen deutschen Reichs von einem Glanze umstrahlt ist, der seines Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte; daß es in 17 siegreichen Schlachten seine Feuertaufe erhalten hat; daß es mit dem Blute von Hunderttausenden besiegelt worden ist.

Am 18. Januar 1701 hatte in Königsberg, im fernsten Osten Preußens, Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, sich die Königskrone auf's Haupt gesetzt. An demselben Tage, einhundert und siebenzig Jahr später, erfolgte nun in Versailles, der alten Residenz der französischen Könige, im Schlosse Ludwig XIV., der Deutschland so viel Schmach und Schaden zugefügt hatte, im Feindeslande, in Mitten des Landes, in welchem alle Parteien die Zersplitterung und Schwächung Deutschlands auf ihre Fahne geschrieben haben, die Proklamation des neuen deuschen Reichs.

„Was unsere Väter in früheren gewaltigen Kriegen „gegen denselben Feind vergebens ersehnt hatten, wofür „die Jugend in edler Begeisterung geschwärmt hatte, was „die Sänger der Befreiungskriege in hellen Tönen gefeiert „und besungen hatten, was in den Liedern und Sagen unseres Volks uns nur als ein schöner Traum erschienen war, „das war nun zur Wirklichkeit geworden." — „Als in der „glänzenden Versammlung von Fürsten, Prinzen, Ministern,

Digitized by Google

„Generalen, Offizieren, von Deputationen der ganzen „Armee, die Proklamation von dem Bundeskanzler Graf „Bismark feierlich verlesen worden war, als der Groß„herzog von Baden vortrat und begeistert ausrief: Sr. „Majestät der König Wilhelm, Kaiser von Deutschland „lebe hoch! und nun aus der Versammlung, einem brausen„den Donner gleich, ein Hochruf ertönte und dreimal „widerhallte von den Spiegel- und Marmorwänden des „Saales, während die Hände sich empor reckten zum Gruß „und Schwur, die Helme geschwungen und die Fahnen „geschwenkt wurden: da entstürzten Thränen den Augen „des Kaisers-Königs, sein Herz strömte über von Dank„barkeit gegen Gott, von Freude über die ihm widerfahrene „Gnade.“*)

Er, der nun durch den einmüthigen Willen der deutschen Fürsten und Volksstämme das Oberhaupt eines mächtigen Reichs geworden war, mochte wohl in diesem Augenblicke des gestürzten Kaisers gedenken, der als sein Gefangener auf Wilhelmshöhe den Ausgang des für ihn so verhängnißvollen Krieges in banger Sorge erwartete, beladen mit der Hauptschuld an den Niederlagen der französischen Armeen, verwünscht, ja verflucht von einem großen Theile seines Volkes wegen des leichtfertig unternommenen Kriegs, allgemein verhöhnt und verspottet wegen seiner Heerführung, während er, der siegreiche Kriegsherr der Deutschen, geliebt von seinem Volke, bewundert von Freund Feind, den Gipfel irdischer Größe und Hoheit erreicht hatte und im Begriff war, einen beispiellos ruhmreichen Krieg durch einen ebenso ruhmvollen Frieden zu beendigen.

Wohl mochte er auch in jenem weltgeschichtlichen

*) Aus „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von Ferd. Schmidt und Franz Otto.

Digitized by Google

Gr 144/K

Momente des herrlichen Sohnes an seiner Seite und der blühenden Enkel in der Heimath gedenken, der einstigen Erben so vielen Ruhms und so großer Macht, auf die das deutsche Volk schon jetzt als auf Unterpfänder und Bürgen einer glücklichen Zukunft blickt, während dem Sohne des gestürzten Kaisers keine andere Hoffnung winkt, als die traurige und ungewisse Aussicht, durch eine neue Revolution den Thron seines Vaters wieder aufzurichten.

Nachdem wir nun Kaiser Wilhelm am Anfange, in der Mitte und auf dem Höhepunkte seiner öffentlichen Laufbahn, gesehn haben, bleibt noch übrig einiges von der Thätigkeit zu sagen, die er in den letzten Jahren entwickelt hat. —

Wie er sich in den langen Friedensjahren mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf seinen Beruf als Heerführer vorbereitete und sich mit entschiedener Vorliebe dem Militärwesen widmete, so überwacht und fördert er auch jetzt noch die technische Ausbildung der Armee mit einem ganz besonderen Interesse. War ja die Organisation derselben sein eigenstes Werk, dessen glückliche Durchführung die preußischen, die deutschen Fahnen bis zur Insel Alsen, bis vor die Thore von Wien und Preßburg, bis an die Ufer der Seine und Loire brachte. Auch theilt er die Meinung des Feldmarschalls General v. Moltke, welche dieser einst im Reichstage aussprach, daß wir vielleicht ein halbes Jahrhundert lang das mit den Waffen zu schützen haben werden, was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben: die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. So betheiligt er sich denn jedes Jahr mit unermüdlichem Eifer an den Herbstmanövern, und unterzieht sich dabei Anstrengungen, die bei seinem hohen Alter alle Welt mit Staunen, uns Deutsche aber mit Bewunderung und Liebe erfüllen, und uns immer wieder an jene denk-

Digitized by Google

würdigen Worte erinnern: Hier ist ein Nationaleigenthum des Vaterlandes.

Auch an allen innern Angelegenheiten, welche das Herz unseres Volks bewegen, nimmt er den lebhaftesten Antheil. Es gab kaum irgend eine nationale Feier, von der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms bis zu der des Hermanndenkmals auf der Grotenburg, bei der er nicht persönlich zugegen gewesen wäre, oder welcher er nicht wenigstens irgendwie seine Theilnahme bezeugt hätte.

Ueberall findet er aber auch einen begeisterten Empfang und erhält die unzweideutigsten Beweise von der Liebe und Verehrung des Volks. Wie groß war die Begeisterung in der Stadt Leipzig bei der Ankunft des Kaisers nach dem Herbstmanöver des Jahres 1876! Welch ungeheure Menschenmenge strömte in Stuttgart zusammen, um den Wiederhersteller des deutschen Reichs bei seinem Einzuge in die Residenz König Karls zu sehen! Wie wurde selbst der Groll und die spröde Zurückhaltung der Elsässer überwunden durch die herzgewinnende, einfache, ehrwürdige Erscheinung des greisen Kaisers!

Ja, glücklich das Volk, das einen solchen Herrscher hat! Dreimal glücklich aber das Volk, das einen solchen Herrscher zu würdigen, zu ehren und zu lieben weiß!

Digitized by Google

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

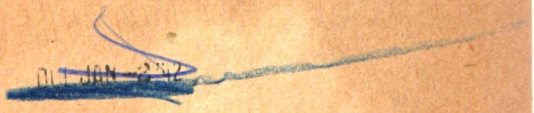
Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JUN 16 1930



Digitized by Google